

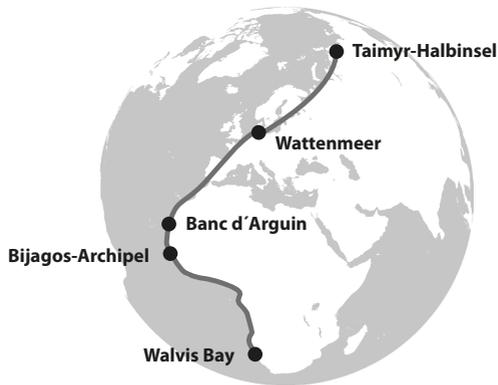
Reno Lottmann



Nächster Halt Wattenmeer

Wie ein kleiner Zugvogel
Welten verbindet





Inhalt

- 1 Ein Schwarm steigt auf 7
 - 2 Auf den Spuren Alexander von Middendorffs –
Überleben in der Arktis 19
Taimyr, Russland
 - 3 Im Rhythmus der Gezeiten 67
Wattenmeer, Deutschland
 - 4 Wasser, Watt und Wüste 133
Banc d'Arguin, Mauretanien
 - 5 Überwintern unter Palmen 173
Bijagos-Archipel, Guinea-Bissau
 6. Lagunen am Sandmeer 213
Walvis Bay/Sandwich Harbour, Namibia
 - 7 Schicksalhaft verbunden 247
 - 8 Rückkehr in eine veränderte Welt 285
- Danksagung 332
- Bildnachweis 333
- Quellen 337

Kapitel 4

Wasser, Watt und Wüste

Banc d'Arguin/Mauretanien



Pulsierende Inseln auf dem Meer

Auf dem Weg gen Süden folgen die sibirischen Knutts der Atlantikküste. Sie ziehen über die Normandie und die Bretagne in die Biskaya, passieren Spanien, Portugal und Marokko und erreichen schließlich die Banc d'Arguin, einen flachen, langgestreckten Küstenabschnitt im Norden Mauretaniens. Hier ist der lange, kräftezehrende Nonstop-Flug für die meisten Knutts zu Ende, hier können sie endlich verschnaufen, das Ziel ist erreicht!

Schiffskapitänen trieb die weitläufige Bucht lange Zeit Sorgenfalten auf die Stirn: Der Küstenabschnitt war wegen seiner Untiefen, Sandbänke und kleinen Inseln unter Seefahrern berüchtigt. Immer wieder wurden Schiffe verdriftet und liefen vor der Küste auf Grund. Allein zwischen 1791 und 1816 strandeten hier mindestens 30 Seefahrzeuge. Noch im 19. Jahrhundert nahmen deshalb viele Kapitäne einen erheblichen Umweg in Kauf, um nicht in die Nähe dieses Küstenabschnitts zu geraten. 1816 erwischte es die französische Fregatte »Medusa«. An



Abb. 1: »Das Floß der Medusa« von Théodore Géricault (1791–1824) aus dem Jahr 1819

Bord des auf Grund gelaufenen Schiffes befanden sich 400 Personen, für die aber viel zu wenig Rettungsboote zur Verfügung standen. Daraufhin befahl der Kapitän den Bau eines großen Floßes, das die verbliebenen 149 Menschen aufnehmen sollte. Der Plan sah vor, das Floß abzuschleppen, doch kurz nachdem die Boote gestartet waren, ließ der Kapitän das Abschleppseil aus nie ganz geklärten Gründen kappen und überließ die Menschen auf dem Floß ihrem Schicksal. 13 Tage irrte das Gefährt auf dem offenen Meer herum. Im Überlebenskampf massakrierten sich die Menschen gegenseitig, Sterbende

wurden ins Wasser geworfen, es kam zu Kannibalismus. Nur 15 Menschen konnten schließlich gerettet werden, von denen fünf kurz nach der Rettung verstarben. Der skandalöse Vorfall rüttelte die französische Gesellschaft auf und führte zur Entlassung des Marineministers sowie von 200 Offizieren. Théodore Géricault (1791–1824) hat das Geschehen in seinem berühmten Bild *Das Floß der Medusa* (von Géricault ursprünglich *neutraler Szene eines Schiffsbruchs* getauft) festgehalten und damit nicht nur die Tragödie, sondern auch die Banc d'Arguin im kollektiven Gedächtnis der Menschheit verankert.

Die Banc d'Arguin ist eine Gegend der Kontraste. Auf der einen Seite kühles, blaues Wasser, auf der anderen Seite heiße, sandige Wüste. Der Wind ist Schuld: Vor allem zwischen Oktober und Juni weht er aus Ost oder Nordost und trägt damit warme, trockene Luft von der Wüste über das offene Meer gen Westen. Der Wind sorgt dafür, dass



Abb. 2: Banc d'Arguin

die feuchten Luftmassen über dem Atlantik von der Küste ferngehalten werden und keine Niederschläge das Festland erreichen. So bleibt es im Hinterland der Banc d'Arguin fast das ganze Jahr über sehr trocken und macht es zu einem lebensfeindlichen Ort. Gleichzeitig sorgt der Wind im Meer aber für übersprudelndes Leben. Er drückt das warme Oberflächenwasser von der Küste weg, sodass kaltes nährstoffreiches Wasser aus der Tiefe aufsteigen kann. Unterstützt wird der Wind vom Kanarenstrom, der das Wasser von Norden auf die Küste drückt. Wo das nährstoffreiche, sauerstoffhaltige Wasser aus der Tiefe die lichtdurchflutete oberste Wasserschicht erreicht, können sich die hier vorkommenden Kleinstlebewesen in rasender Geschwindigkeit vermehren.

Wie im Wattenmeer ist das Massenvorkommen dieser Organismen verantwortlich für das reichhaltige Leben im Meer und an der Küste. Sie bilden den Anfang der Nahrungskette, die über Krebstiere, welche sich vom Plankton ernähren, und kleine Fische bis hin zu Vögeln, Haien und Delfinen am Ende der Kette führt. Das Auftriebssystem macht das Meeresgebiet vor der Küste Mauretaniens zu einem der reichsten Fischgründe auf der Welt.

Für die Seefahrer war die flache Küste ein Fluch, für Vögel ist sie ein wahrer Segen. Auf den vielen Inseln der Meeresbucht befinden sich die größten Brutkolonien von Seevögeln in Westafrika. Flamingos, Reiher, Löffler, Seeschwalben und Möwen, sie alle können hier, gut geschützt

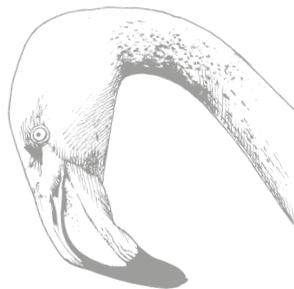
vor Räubern wie dem Goldschakal, ihren Nachwuchs mit den Schätzen des Meeres versorgen. Schon portugiesischen Entdeckern, die als erste Europäer die Banc d'Arguin erreichten, war der Vogelreichtum dieser Gegend aufgefallen. So wusste Alvise da Cá da Mosto (1432–1483), der im Jahr 1456 die Banc d'Arguin entlang segelte, von einer »Reiherinsel« zu berichten, auf der so viele Vögel nisteten, dass die Portugiesen zwei Boote mit ihren

Eiern beladen konnten – sicher eine höchst willkommene Abwechslung vom ansonsten eher eintönigen Speiseplan der Seefahrer. Vermutlich



Abb. 3: Löffler

handelte es sich bei der Insel um eine der kleinen Kiaone-Inseln, die heute wie damals riesige Kolonien von Seevögeln beherbergen. Unter anderem befindet sich hier eine ungewöhnliche Brutkolonie des Rosaflamingos. In der Regel brüten diese Vögel ebenerdig in Lagunen, auf Grande Kiaone befindet sich die Kolonie dagegen auf den nackten Felsen hoch über dem Meer.¹



Aber nicht nur die vielen Brutvögel fielen den Portugiesen auf, auch überwinterte Zugvögel wurden bereits erwähnt. Valentim Fernandez, ein zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Lissabon ansässiger Buchdrucker, erzählte von einer unendlichen Anzahl kleiner Vögel, die plötzlich an der Banc d'Arguin einfielen. »Alle diese Vögel«, schrieb er, »kommen in ebenso großer Zahl wie die Heuschrecken, manchmal fliegen sie über das Meer, manchmal fallen sie an der Küste theils auf Land, theils in das Meer.«² Kein Zweifel – dies ist die anschauliche Beschreibung der Flugmanöver von Watvögeln über den Gestaden, eine Schilderung, die wunderbar zu einem Bericht der Globetrotterin Odette du Puigaudeau passt, die 1936, etwa 500 Jahre später, die Banc d'Arguin besuchte und in ihren Aufzeichnungen festhielt. »Sie waren überall, beschrieben Linien, Kreise und Dreiecke in der Luft [...] bildeten große, pulsierende Inseln auf dem Meer. Es gab sie in allen Größen, in allen Grautönen, in allen Flugformationen.«³

Die Beschreibungen verdeutlichen, wie präsent Watvögel auf der Banc d'Arguin sein können, wie sie vor allem im Winterhalbjahr das Bild der Landschaft prägen. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, dass sich bis zu 2,7 Millionen Vögel auf einer Strecke von weniger als 85 Kilometern Länge zusammendrängen (die Wattenmeerküste zum Vergleich erstreckt sich über eine Länge von 330 Kilometern). 75 Prozent aller sibirischen Knutts überwintern auf der Banc d'Arguin, damit ist dieses Gebiet eines der wichtigsten Winterquartiere für die Vogelart.⁴ Aber auch für andere sibirische Watvögel wie Pfuhschnepfe oder Alpenstrandläufer bildet dieser Küstenabschnitt das bedeutsamste Winterquartier.

Die Vögel lockt nicht das reiche Fischvorkommen, sondern erneut das Watt, welches den Übergang von der Wüste zum offenen Meer mar-



Abb. 4: Seegrasswiesen bei Niedrigwasser

kiert. Die ausgedehnten Schlickflächen erinnern auf den ersten Blick sehr an das Wattenmeer in unseren Breiten. Hier wie dort wird die amphibische Landschaft von einem weitverzweigten Netz aus Prielen durchzogen, hier wie dort bevölkern Muscheln, Würmer und Schnecken in großer Anzahl den Boden. Im Unterschied zum Wattenmeer ist es aber sehr heiß auf der Banc d'Arguin. Wenn sie nicht gerade von einer Dunstschicht verschleiert wird, scheint die Sonne verlässlich jeden Tag. Das ist für die hier überwinterten Zugvögel gegenüber dem Wattenmeer im kalten Norden ein wichtiger Standortvorteil.

Einen weiteren, mit dem Auge gut erkennbaren Unterschied zum Wattenmeer bilden die weitläufigen Seegrasswiesen, die das Watt bei Niedrigwasser grünlich aufschimmern lassen. Im Wattenmeer gibt es diese »Unterwasserrasen« nur an wenigen Stellen, auf der Banc d'Arguin bedecken sie den größten Teil der Flächen. Die Wiesen spielen eine wichtige Rolle im Ökosystem dieses Lebensraumes. Der Pflanzenteppich bietet kleinen Tieren ein gutes Versteck, was Seegrasswiesen zu einer idealen Kinderstube für Fische macht. Vor allem aber ist das Seegrass als Energielieferant von Bedeutung. Algen heften sich an die Blätter des Grases, Bakterien, Pilze und kleine Schnecken zersetzen sie. Die derart verarbeiteten Substrate kommen den Lebewesen des Wattbodens

zugute, den vielen Würmern, Muscheln, Schnecken und Krebsen, die wie im Wattenmeer die wichtigste Nahrung für Fische und Vögel darstellen. Die Vögel müssen ihre Nahrungsgewohnheiten also nicht groß umstellen, wenn sie die Banc d'Arguin erreichen, ein weiterer Punkt, der für dieses Gebiet spricht. Die Banc d'Arguin – ein wohl temperiertes Schlaraffenland, so scheint es. Die Realität sieht leider nicht ganz so rosig aus. Die Anzahl von Tierarten im Wattboden liegt zwar über der des Wattenmeeres, der Knutt kann zum Beispiel zwischen 25 statt 10 Muschelarten auswählen, die Biomasse jedoch, die Gesamtmenge der energietechnisch für die Vögel verfügbaren organischen Substanz, das »Energiereservoir«, liegt leicht unter der des Wattenmeeres. Den Vögeln steht also je Quadratmeter etwas weniger Nahrung zur Verfügung – und das auf einer im Vergleich zum Wattenmeer deutlich kleineren Fläche (Wattflächen auf der Banc d'Arguin etwa 500 Quadratkilometer, im Wattenmeer etwa 4.600). Wie sollen da 2,7 Millionen Vögel den ganzen Winter über satt werden? Zum Glück wachsen die Beutetiere in tropischen Breiten schneller als weiter im Norden – der Nahrungsvorrat wird entsprechend rascher wieder aufgefüllt. Trotzdem bleibt die Nahrung knapp.

Als Reaktion auf das limitierte Angebot besetzen die unterschiedlichen Vogelarten auf der Banc d'Arguin deshalb engere Nischen als im Wattenmeer, sie werden zu Spezialisten. Regenbrachvögel verlegen sich hier ganz auf den Krabbenfang, Austernfischer fressen hauptsächlich große Archemuscheln, Sanderlinge und Kiebitzregenpfeifer leben bevorzugt von Aas.⁵ Damit vermeiden die Vögel eine Konkurrenz mit anderen Arten, gleichzeitig verstärkt sich dadurch aber die Rivalität innerhalb der eigenen Art. Der »Feind« kommt nicht von außen, er lauert im eigenen Bett. Am Knutt lässt sich das gut beobachten.

Dosinia oder Loripes, das ist hier die Frage

Die ersten Knutts erscheinen bereits Ende August im Gebiet, die meisten im September und Oktober. Entsprechend ihrer Abreise aus dem Brutgebiet erscheinen zuerst die Weibchen, dann die Männchen (wenn

sie ihren Zeitnachteil nicht durch einen Direktflug aufgehoben haben) und schließlich die Jungvögel.

Im Winterquartier angekommen, müssen sich die Vögel zuerst einmal auf die veränderten klimatischen Bedingungen einstellen, vor allem auf die zu dieser Zeit herrschende Hitze. An sich scheint das für den Knutt kein großes Problem zu sein. Es macht den Vögeln nicht einmal etwas aus, sich zur Rast auf den heißen Wüstensand zu legen oder sich auf einem Bein stehend, den Schnabel im Gefieder, den Sonnenstrahlen auszusetzen. Alles besser, als weiter im Norden im Wattenmeer bei Kälte und stürmischen Winden den Winter verbringen zu müssen! Größere Hitze erfordert allerdings auch eine erhöhte Wasserzufuhr, was für den Knutt mit einer größeren Menge an aufgenommenem Salz verbunden ist (das Meerwasser ist hier noch salzhaltiger als in der Nordsee). Aber auch das löst die Vogelart: Der Knutt ist ausgesprochen salztolerant und in der Lage, sich an einen erhöhten Salzgehalt anzupassen. Die für die Ausscheidung des Salzes verantwortlichen Salzdrüsen werden auf der Banc d'Arguin »einfach« (auch das kostet Energie) vergrößert.⁶

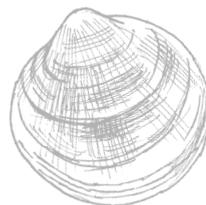
Wenn sich die inneren Organe wieder zurückentwickelt haben, kann der Knutt ans Fressen denken. Der alten Gewohnheit folgend, sind es wieder Muscheln, auf die er sich zu stürzen beginnt. Wie erwähnt, kann er dabei unter nicht weniger als 25 verschiedenen Arten auswählen. Da die meisten Arten jedoch sehr selten sind oder, wie die Archemuschneln, zu tief im Boden versteckt leben, kommen nüchtern



betrachtet nur zwei Arten für den Knutt in Betracht. Ganz oben auf dem Speiseplan sollte für ihn die Glänzende Mondmuschel *Loripes lucinalis* stehen. Sie ist gut an ein Leben in den Seegraswiesen angepasst und kommt auf der Banc d'Arguin entsprechend häufig vor. Bis zu 5.000 Individuen pro Kubikmeter können den Boden bevölkern, das entspricht 58 Prozent aller im Boden vorkommenden

Muscheln, ein stolzer Wert.⁷ Mondmuscheln sind nicht nur sehr häufig, sie haben auch eine relativ dünne Schale, können also leicht geschluckt und verdaut werden. Eigentlich perfekt! Merkwürdigerweise suchen die Knutts aber mit Vorliebe Bereiche auf, wo die zweite in Frage kommende Art, die Venusmuschel *Dosinia isocardia*, verbreitet ist. Die Venus-

muschel ist ungleich seltener als die Mondmuschel, nur zehn Prozent aller Muscheln gehören dieser Art an (vor allem, weil sie weniger gut mit Seegraswiesen zurechtkommt). Dazu hat sie eine harte Schale und lässt sich entsprechend nur mit deutlich größerem Aufwand verdauen. Warum drängt es die Knutts dann trotzdem immer wieder zu diesen Muscheln, warum ernähren sie sich nicht ausschließlich von den leicht verdaulichen und weit verbreiteten Mondmuscheln? Den Grund für dieses unsinnig erscheinende Verhalten erfährt jeder Vogel, der sich allzu gierig auf Muscheln der Sorte *Loripes* stürzt. Bei geringen Dosen gibt es noch keine Komplikationen, doch wer es mit dem Verzehr übertreibt und die Verkostung nicht rechtzeitig stoppt, der bekommt Durchfall. Die Muschel ist für Knutts in hohen Dosen toxisch. Wer bei aufkommender Übelkeit von Mond- zu Venusmuscheln wechseln kann, bekommt diese Probleme nicht, ihr Verzehr ist zwar anstrengend, dafür bleibt man gesund! Tatsächlich kommen Knutts in einem Gebiet mit einem hohen Anteil von *Dosinia* am besten über den Winter. Wer fit bleiben möchte, sollte also genau solch einen Bereich ausfindig machen.



Da alle Knutts etwas von dieser gesunden Kost abbekommen wollen, die Muscheln aber nur spärlich vorkommen, führt das zwangsläufig zu Konkurrenz. Bezeichnenderweise ändern Knutts auf der Banc d'Arguin deshalb ihr Sozialverhalten: Im Wattenmeer waren sie Gruppentiere, die gemeinsam in großen Verbänden nach Nahrung suchten, auf der Banc d'Arguin mutieren sie zu Einzelkämpfern, die sich aufdringliche Artgenossen am liebsten vom Leib halten. Sie bilden richtiggehende Reviere, stecken »Claims« ab und verteidigen sie. Nachzügler oder schwächeren Vögeln bleiben nur die schlechteren Bereiche, sie müssen zusehen, wie sie allein mit den Mondmuscheln *Loripes* zurechtkommen.

Die erhöhte Konkurrenz dürfte der wichtigste Grund sein, warum die Knutts das Wattenmeer auch im Herbst möglichst schnell wieder verlassen möchten. Alte Weibchen sind hier gleich zweifach im Vorteil. Zum einen kommen sie als Erste im Winterquartier an und können die besten Reviere okkupieren. Zum anderen wissen sie aus Erfahrung, wo

sich die besten Jagdgründe befinden. Da das Vorkommen der Venusmuscheln in ihrer räumlichen Verteilung zwischen den Jahren in der Regel konstant bleibt, können die Vögel einen qualitativ hochwertigen Platz, ist er einmal gefunden, in den nächsten Jahren zielgerichtet wieder ansteuern. Für Jungvögel, die als letzte das Gebiet erreichen und über keinerlei Erfahrung verfügen, bleiben dann in der Regel nur die schlechtesten Nahrungsgebiete übrig. Sie müssen entscheiden, ob sie vor Ort den Unbilden trotzen wollen oder ob sie weiterfliegen und weiter südlich nach einem anderen Rastgebiet Ausschau halten.

Reviere lassen sich nicht auf einer größeren Fläche halten, ein Vogel kann nicht an mehreren Stellen gleichzeitig sein und Artgenossen in die Schranken weisen. Entsprechend klein ist der Aktionsradius der Vögel. Wie erwähnt, decken sie im Wattenmeer problemlos Bereiche von 800 Quadratkilometern ab, auf der Banc d'Arguin beschränken sie sich auf Flächen von zwei bis 16 Quadratkilometern. Zusätzlich achten die Vögel mehr als im Wattenmeer darauf, dass der Rastplatz in der Nähe der präferierten Wattfläche liegt, sie bei Ebbe also schnell wieder vor Ort sein können, um ihr Revier zu besetzen.

Neuere Forschungen haben ergeben, dass Vögel, denen es gelingt, Bereiche zu besetzen, wo genügend *Dosinia* zur Verfügung steht, größere Mägen haben als Vögel, die in Gebieten mit einem geringeren Anteil dieser Beute auf Nahrungssuche gehen müssen. Die Anpassung des Magenvolumens als Reaktion auf die vorhandenen Nahrungsbedingungen: Die hartschalige *Dosinia* erfordert einen größeren, stärkeren Magen als die dünnschalige *Loripes*. Nun können die Mägen von Knutts zwar in kurzer Zeit schrumpfen und ebenso schnell zu alter Stärke zurückfinden, ein voll entwickelter Magen lässt sich aber nicht so einfach von heute auf morgen weiter vergrößern. Die Forscher:innen gehen deshalb davon aus, dass Knutts sich im Laufe ihres Lebens Stück für Stück auf die vor Ort herrschenden Nahrungsbedingungen einstellen und (wie die Explorer im Wattenmeer) Schritt für Schritt einen dazu passenden Magen entwickeln. Besucht ein Vogel immer wieder einen Bereich mit vielen *Dosinia*-Muscheln, wächst der Magen beständig mit. Die Magengröße steht also in Zusammenhang mit Erfahrungen, die die Vögel innerhalb ihres Lebens machen.⁸

Angesichts der Attraktivität von *Dosinia* für Knutts verwundert es nicht, dass der Bestand dieser Muschelart im Laufe des Winters in der Regel so stark zusammenschrumpft, dass die Vögel zunehmend auf die ungesunden *Loripes*-Muscheln zurückgreifen müssen. Wohl dem, der bis zuletzt *Loripes* mit *Dosinia* mixen kann. Vögeln, denen das nicht vergönnt ist, müssen ihrer Verdauung zuliebe sogar auf pflanzliche Nahrung zurückgreifen, sie werden zumindest teilweise zu Vegetariern – kurzfristig sicher kein Vorteil im harten Überlebenskampf. Entsprechend sinken die Überlebenschancen von Knutts in Jahren mit einem besonders niedrigen Vorkommen von *Dosinia*. Das Vorkommen von *Dosinia* hat damit einen erheblichen Einfluss auf die gesamte sibirische Population.

Es fällt auf, dass die Knutts auf der Banc d'Arguin nur vergleichsweise kleine Muscheln zu sich nehmen. Große Schalentiere, die im Wattenmeer mit Missachtung gestraft werden, gehören hier zum täglichen Brot. Um ihren großen Appetit zu befriedigen, fressen die Knutts in rasender Geschwindigkeit, bis zu 14-mal in der Minute stochern sie im Boden.⁹ Womöglich müssen die Knutts auf kleinere Muscheln zurückgreifen, weil die größeren längst ihrem Heißhunger zum Opfer gefallen sind, vielleicht ist die geringe Größe der Beute ein Ausdruck für den enormen Druck, dem gerade Venusmuscheln im Winter auf der Banc d'Arguin ausgesetzt sind.

Die Nahrungswahl ist aber nicht die einzige Herausforderung, der sich die Vögel hier im Winterquartier stellen müssen. Seit dem späten Frühjahr tragen sie das gleiche Gefieder, die Schwungfedern haben einen extremen Belastungsstress hinter sich – 15.000 Kilometer sind es allein vom Wattenmeer bis ins Brutgebiet, von dort zurück ins Wattenmeer und weiter bis hierher ins Winterquartier. Nun ist es auch für die »Sibirier« an der Zeit, das zerschlissene Federkleid zu wechseln und gegen ein neues, schlichteres zu tauschen. Schon kurz nach der Ankunft setzt die Mauser ein. Schnell wird aus einem auffällig rotbraunen ein unauffällig grauweißer Vogel. Unglücklicherweise fällt die Zeit der Mauser in die Zeit der größten Hitze auf der Banc d'Arguin, mit Tagestemperaturen von über 40 Grad. Und die Mauser ist keine Nebensächlichkeit, sie belastet die Physis der Vögel, was sich (wie weiter oben bereits er-



Abb. 5: Watvögel, darunter einige Knutts, suchen im Watt nach Nahrung

wähnt) unter anderem in einer etwas erhöhten Temperatur bemerkbar macht. Durch die Kombination von sehr hoher Tagestemperatur und leichtem Fieber wächst in der Zeit der Mauser die Gefahr einer Überhitzung. Jetzt bitte nicht noch von einem Falken aufgescheucht werden! Das passiert gar nicht mal so selten. Auch hier gibt es Greifvögel, die für Watvögel gefährlich sind. Allerdings sind Falken nur für etwa ein Prozent der Todesfälle beim Knutt verantwortlich, ein eher überschaubares Risiko.¹⁰ Trotzdem verschafft sich ein Vogel gegenüber anderen zumindest einen kleinen Vorteil, wenn er ein Revier findet, das nicht nur mit vielen Venusmuscheln aufwarten kann, sondern zusätzlich einen relativ guten Schutz vor den Greifvögeln bietet. Vielleicht sind die Falken auch ein Grund dafür, dass Knutts nachts offenbar etwas aktiver auf Nahrungssuche gehen als tagsüber. Im Gegensatz zu den Falken, die in der Nacht als Sichtjäger pausieren müssen, kann der Knutt seine Beute ja ebenso gut im Dunkeln aufspüren. In der Kühle der Nacht auf Nahrungssuche zu gehen, dürfte aber ohnehin angenehmer und energiesparender sein.

Gemeinhin wird angenommen, dass die Sterblichkeit bei Langstreckenziehern während des Zuges am höchsten ist. Diese Annahme

hat sich zumindest beim Knutt nicht bestätigt. Die meisten Vögel sterben nicht zwischen Sibirien und Afrika, sondern in den ersten Monaten nach der Ankunft im Winterquartier. Bei näherer Betrachtung ist dies allerdings wenig überraschend. Die Belastungen durch die Mauser, die Folgen einer anstrengenden Brutsaison und eines anstrengenden Fluges im Anschluss daran, der Kampf um die besten Nahrungsgründe, die Belastung des Körpers durch das Gift der Mondmuschel *Loripes*, all das sind Ursachen dafür, dass ein Vogel die erste Zeit im Winterquartier nicht übersteht. Vielleicht ist es ja auch ähnlich wie bei vielen Menschen zu Ferienbeginn: Nachdem der ganze Stress und Druck der letzten Monate abgefallen sind, man endlich die Beine hochlegen kann, bekommt eine aufgestaute Krankheit endlich ihre Chance und »vermasselt« den ganzen Urlaub.

Die Banc d'Arguin ist wie das heimatliche Wattenmeer ein dynamischer Lebensraum. Ebenso wie bei uns reagiert das Gebiet empfindlich auf klimatische Veränderungen und menschliche Nutzung. Als die östlich angrenzende Sahelzone in den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts unter einer langen Trockenphase litt, hatte dies auch Auswirkungen auf die Küstenregion. Im Zusammenhang mit der Dürre traten Sandstürme häufiger auf. Der von den Stürmen an die Küste transportierte Sand lagerte sich auf dem Wattboden ab. Dies führte zu einem Rückgang der Seegrasbestände. Für den Knutt dürfte dieser Zustand durchaus von Vorteil gewesen sein, schließlich ist die für ihn toxische *Loripes*-Muschel auf Seegras spezialisiert, ein Verlust von Seegras könnte entsprechend zu einer Abnahme dieser Art zugunsten anderer Muscheln, darunter *Dosinia*, geführt haben (und einer Zunahme von Würmern). In den letzten Jahrzehnten ist es in der Sahelzone wieder etwas feuchter geworden, mit der Folge, dass Sandstürme nun wieder seltener auftreten und sich die Seegraswiesen entsprechend wieder ausbreiten konnten. Damit verbunden lässt sich eine Zunahme von *Loripes* und eine Abnahme von *Dosinia* beobachten – für den Knutt eine schlechte Entwicklung. Die zurzeit zurückgehenden Überwinterungszahlen des Knutts auf der Banc d'Arguin könnten auch mit der Ausbreitung der Seegraswiesen im Zusammenhang stehen (mehr zur Bestandsentwicklung siehe in Kapitel 7 und 8).¹¹

Sklaven

Archäologische Funde aus dem Neolithikum legen nahe, dass Menschen bereits vor 10.000 Jahren das Landesinnere an der Banc d'Arguin besiedelten. Landschaftlich sah es zu dieser Zeit ganz anders aus als heute. Es war deutlich feuchter, die Vegetation entsprechend üppiger. Elefanten, Nashörner und Giraffen durchstreichten das Gebiet, dazu gab es Antilopen und Gazellen, auf die die Ureinwohner mit Pfeil und Bogen Jagd machten.¹² Mit der Zeit wurden aus den Jägern Viehzüchter und sesshafte Bauern.

Etwa ab 1.000 v. Chr. änderte sich das Klima: Die Regenfälle gingen zurück, es gab immer weniger Tiere, die sich für die Jagd eigneten, die Bedingungen für Ackerbau und Viehzucht verschlechterten sich zusehends. Um überleben zu können, sahen sich immer mehr Menschen gezwungen, an die Küste auszuweichen und sich von dem zu ernähren, was das Meer für sie bereithielt. Riesige Abfallhaufen aus Muscheln, aufgetürmt über viele Generationen, zeugen davon, dass Schalentiere die Hauptnahrung dieser Menschen gewesen sein müssen. Welse, Rochen und Adlerfische ergänzten den Speiseplan. Die Ufer waren zu dieser Zeit noch von Mangroven gesäumt, davon zeugen Pflanzenreste an einigen der untersuchten Muschelschalen (aktuell gibt es auf der Banc nur noch Restbestände dieser für die tropischen Breiten so charakteristischen Küstenpflanze).

Die direkten Vorfahren der heute hier lebenden Menschen, der Imraguen, siedelten sich vermutlich erst ab dem 11. Jahrhundert an der Küste an. Die Herkunft dieser Menschen ist unklar. Sprachliche Gemeinsamkeiten verweisen auf die Volksgruppe der Bafour, einer Art Urvolk der westlichen Sahara vor Ankunft der Berber. Berber dürften ebenfalls zu den Vorfahren der Imraguen gezählt haben, davon zeugt die Bezeichnung »Imraguen«, die wohl aus dem Berberischen stammt und so viel bedeutet wie »Fischer« (anderen Angaben zufolge könnte das Wort allerdings auch anderen Ursprungs sein und »die, die Leben sammeln« bedeuten). Die Imraguen bilden jedenfalls keine klar abgegrenzte Volksgruppe, sie stellen vielmehr eine Art »Schicksalsgemeinschaft« von Menschen dar, die durch unglückliche Umstände ihr Leben als

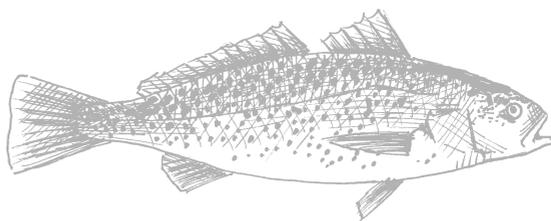
Wüstennomaden aufgeben mussten und gezwungen waren, an die Küste zu ziehen, um hier fortan dem Fischfang nachzugehen. Zugereiste werden offenbar heute noch ohne Weiteres in die Gemeinschaft aufgenommen, wenn sie bereit sind, sich dem traditionellen Leben der Einheimischen anzupassen.¹³ Die Imraguen als Gemeinschaft, die sich in erster Linie über den Fischerberuf definiert. Das Wüstenleben aufzugeben, dürfte in den seltensten Fällen eine leichte Entscheidung gewesen sein, schließlich verachteten die Wüstennomaden das Fischerhandwerk. Für sie war das Meer unheimlich, die Karawanenwege führten in sicherer Entfernung von der Küste durchs Land. Kamele, nicht Fische, waren ein Beleg für Wohlstand. Wer über Meerestiere seinen Lebensunterhalt decken musste, stand in der sozialen Rangordnung entsprechend ganz unten und wurde auch so behandelt: Die Imraguen mussten Tribute an die Nomadenstämme im Landesinneren entrichten, wurden zu Vasallen der Clans in der Wüste. Davon wussten bereits die ersten Portugiesen, die ab 1442 regelmäßig an der Banc d'Arguin auftauchten, zu berichten. Valentim Fernandez (†1518/19) merkte beispielsweise an, dass die Imraguen, von ihm »Azanaghen« genannt, bei den Wüstenstämmen als »schlimme, niedrige und unwürdige« Menschen galten. »Von letzteren werden sie [die Imraguen] sehr bedrückt«, schrieb er, »denn sie nehmen den Azanaghen die Nahrungsmittel, schlafen bei ihren Weibern und Töchtern im eigenen Haus derselben, wenn sie sich dort ausruhen; lassen ihnen eine Magd, einen Sklaven oder ein Thier zur Heilung auf eigene Kosten zurück und tödten sie im Falle der Weigerung mit Schlägen.«¹⁴

Durch die Berichte von Valentim Fernandez und anderen wissen wir relativ gut über die Lebensweise der Menschen in der damaligen Zeit Bescheid. Die Imraguen waren »so arm und unglücklich, dass sie weder Brod noch Oel, noch Holz, noch Salz, noch Zwiebel, noch irgendeine Sache haben, die zum menschlichen Gebrauche gehört«.¹⁵ Der Fischfang stand ganz klar im Zentrum des



Abb. 6: Druckermarke von Valentim Fernandez

Lebens. Fernandez hielt fest, dass die Netze aus der Rinde von Baumwurzeln (mangui) geflochten wurden und die dazugehörenden Bojen aus dem



Holz der Christuspalme bestanden. Auch über die Art des Fischfangs konnte er Auskunft geben: »Der Fischfang beschäftigt immer zwei zugleich. Jeder trägt sein Netz am Holze befestigt; wollen sie fischen, so verbinden sie die beiden Netze und gehen, wenn der Fisch kommt, jeder auf die entgegengesetzte Seite, indem sie Schritt für Schritt das Holz in ihrer Mitte fallen lassen, bis sie die Fische an das Land ziehen, oder zurückkehren, um sich wieder zu vereinigen. Dies geschieht bei niedrigem Wasserstand, bei welchem es nur bis an die Knie reicht, und während der größten Tageshitze, denn der Fisch wird durch die mit der Sonnenhitze steigende Wärme des Wassers wie berauscht. In der rechten Hand tragen sie einen Spiess, um den Fisch, wenn er über das Netz heraus in die Luft schiessen will, damit zu spiessen.«¹⁶ Neben Fischen jagten die Menschen auch Schildkröten. Glaubt man den Angaben von Fernandez, so gehörten Vögel ebenfalls zum Speiseplan. Sie wurden mit Hölzern erschlagen, was nahelegt, dass es sich dabei um noch nicht flugfähige Jungvögel aus den großen Brutkolonien handelte. Zugvögel sind auf diese Weise jedenfalls kaum zu erbeuten.

Aus dem Holz der Christuspalme zusammengezimmerte Barken dienten als Boote. Als Ruder diente ein Brett, die Beine baumelten im Wasser, was den Seefahrer Nuno Tristão aus der Entfernung an Vögel erinnerte. Die Hütten bestanden aus Holzstreben, über die die Imraguen ein mit Meeresschlamm bedecktes Netz spannten. In Bezug auf das Zusammenleben von Mann und Frau meinte Fernandez vermelden zu können, dass sie sich nach »Gutdünken« verheirateten und auch wieder trennten, wobei die Söhne in diesem Fall beim Vater blieben.¹⁷ Obwohl Fernandez nie selbst mit den Einheimischen in Berührung kam, hielt er wenig von ihnen, sie seien hässlich, meinte er und würden stinken wie die Böcke, weil sie Körper und Haare mit Fischtran einbalsamierten. Vor allem aber seien sie faul. Wären sie fleißiger, könnte es

ihnen seiner Meinung nach wesentlich besser gehen.¹⁸ So aber waren sie für ihn einfach nur erbärmlich.

Der erste Anlaufpunkt der Portugiesen war die Insel Arguin im Norden der Bucht. Das Eiland war karg, die Vegetation spärlich, es gab keine Bäume, aber, ganz wichtig, es gab Süßwasser. Ein guter Platz, merkten die Seefahrer, um mit arabischen Händlern (die Fernandez den Azanaghen zurechnete – er unterteilte sie in zwei Gruppen, Fischer und Händler) ins Geschäft zu kommen. Flugs errichteten sie einen befestigten Stützpunkt und übernahmen das Kommando auf der Insel. Mitgebrachte Kleidung, Reitsättel und Honig, dazu Silber, Safran, Pfeffer und Getreide tauschten die Portugiesen gegen Gold, Büffelfälle, Straußeneier, Kamele, Kühe und Ziegen ein. Für die Imraguen war die Anwesenheit der Portugiesen eine Chance, der Herrschaft durch die Nomadenstämme zu entkommen. Dafür waren sie bereit, den Portugiesen ein Fünftel des Fischfangs zu überlassen und große Mengen von Lederfisch – einem für die Imraguen mit Tabus belegten Stachelflosser – heranzuschaffen. Per Losentscheid hatten jeden Tag jeweils zwei Imraguen für das Essen des Kommandanten zu sorgen. Im Gegenzug gewährten die Portugiesen den Imraguen nicht nur Schutz, sondern belieferten sie auch mit Wasser.

Der Kontakt mit den Portugiesen konnte für die Einheimischen also Vorteile mit sich bringen, er konnte aber auch einen tragischen Ausgang nehmen. So erging es einigen Imraguen, die 1443 mit Nuno Tristão (†1446) in Kontakt kamen. Der Seefahrer hatte 1441 als erster Europäer Kap Blanc, das »Tor« zur Banc d'Arguin, umschifft. Zwei Jahre später brach er erneut von Portugal auf, ließ die Insel Arguin hinter sich und erreichte die bereits erwähnte »Reiherinsel«. Hier stieß er auf eine Gruppe von Imraguen, die auf Einbäumen über das Wasser paddelten. Eine gute Gelegenheit, befand der Entdecker und nahm die Männer kurzerhand gefangen. Er verfrachtete sie nach Portugal und bot sie dort zum Verkauf an. Ein lukratives Geschäft, mit dem Verkauf von Sklaven ließ sich richtig Geld machen. Damit war der Anfang für einen florierenden Sklavenhandel zwischen Portugal und Westafrika gemacht. Von nun an bestand ein Ziel der Entdeckungsfahrten immer auch darin, möglichst viele Sklaven zu fangen und in Portugal teuer zu

verkaufen. Entsprechend spielte der Sklavenhandel auf der Insel Arguin bald ebenfalls eine größere Rolle. Die Sklaven wurden von den Wüstenstämmen an die Küste geschafft und dort an die Portugiesen verkauft. Der Sklavenhandel war also keineswegs eine rein portugiesische Angelegenheit, sondern unter den Wüstennomaden eine seit längerem gängige Praxis. Nicht nur wehrlose Afrikaner, selbst Europäer waren vor diesen Sklavenjägern nicht sicher. Gefährlich wurde es vor allem dann, wenn die Nordländer mit ihren Schiffen vor der Küste auf Grund liefen, was bekanntermaßen häufiger vorkam. Für die Einheimischen war das eine wunderbare, herbeigesehnte Gelegenheit, sich zu bereichern. »Wir bitten den allmächtigen Gott voller Inbrunst, uns hier Christen ans Land zu spülen. Er erhört unsere Gebete und sendet uns oft gute Schiffe«, gestand ein einheimischer Muslim dem Amerikaner Judah Paddock kurz nach dessen Freilassung aus der Sklaverei im Jahr 1801.¹⁹ Das erinnert durchaus an den Wunsch der Inselbewohner:innen im Wattenmeer, ein Schiff möge vor ihrer Insel auf Grund laufen. Sie profitierten genauso vom Schiffbruch, mit dem nicht ganz unwichtigen Unterschied, dass die Besatzung der Schiffe gerettet und danach in Ruhe gelassen wurde.

Es sei kurz angemerkt, dass die Sklaverei trotz internationaler Anstrengungen in Mauretanien nach wie vor weit verbreitet ist. Offiziell wurde die Fronarbeit im Land 1981 per Gesetz abgeschafft. Nach Angaben von Amnesty International leben aber trotz dieses Verbotes immer noch etwa 43.000 Menschen in Mauretanien in sklavenähnlichen Abhängigkeitsverhältnissen. Und der Staat spielt offensichtlich mit, denn wer diese Form der Ausbeutung anprangert und versucht, dagegen vorzugehen, muss mit Inhaftierung und Folter rechnen.²⁰

Kurzer Auftritt Brandenburg

Bis 1589 führten die Portugiesen auf Arguin Regie, dann übernahmen Spanier das Zepter, der Beginn einer wechselvollen Inselgeschichte. Schon 1638 verloren die Spanier die Insel an die Niederländer, welche das Gebiet 40 Jahre später, 1678, wiederum an Frankreich abtreten

mussten. Ludwig XIV. ließ die Festung schließlich nach wenigen Jahren schleifen und gab die Garnison auf.²¹

Etwa zur gleichen Zeit reifte in Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688) der Entschluss, in den lukrativen Überseehandel einzusteigen. Vorbild für den Monarchen waren die Niederlande, die mithilfe einer großen Handelsflotte zu einer dominierenden Handels- und Wirtschaftsmacht aufgestiegen war. »Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser, als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen«, umschrieb er in einem kurfürstlichen Edikt 1686 seine Ambitionen.²² Im niederländischen Reeder und Kaufmann Benjamin Raule fand er einen Investor, der dem Kurfürsten Schiffe vermietete und ihm half, eine kleine Seeflotte aufzubauen. Hauptaufgabe der Flotte waren zunächst Kaperfahrten, eine zu jener Zeit gängige Praxis, vom Fernhandel zu profitieren und gleichzeitig andere Staaten zu schwächen. Nachdem die Flotte 1680 auf 28 Schiffe angewachsen war, konnte der Kurfürst daran gehen, seine Aktivitäten auszuweiten. Er startete eine erste Afrikaexpedition, die bis ins heutige Ghana führte, wo ein Freundschafts- und Handelsvertrag mit den dort lebenden Afrikanern geschlossen werden konnte. Als nächsten Schritt auf dem Weg zur Handelsmacht gründete der Kurfürst mit der Hilfe von Raule 1682 die Handelscompagnie auf den Küsten von Guinea. Nun galt es, einen geeigneten Heimathafen für die Expeditionen zu finden. Bis dahin war die Flotte in Pillau an der Frischen Nehrung (in der Nähe des heutigen Kaliningrad) stationiert. Völlig ungeeignet, befand der Monarch. Von der östlichen Ostsee nach Afrika aufzubrechen, erschien ihm als viel zu umständlich und zeitraubend. Ein Hafen an der Nordseeküste musste her. Die Stadt Emden schien da besonders geeignet, schließlich stand der Hafen im Ruf, einer der besten Europas zu sein. Geschickt nutzte Wilhelm einen Konflikt zwischen der Fürstin Christine Charlotte von Ostfriesland und den Ständen der Hafenstadt. Die Stände waren mit der Regierungsführung der Fürstin sehr unzufrieden und trachteten danach, ihre Macht zu schwächen. Als der Kurfürst ihnen den Vorschlag unterbreitete, die Garnison der Fürstin in Greetsiel zu erobern und ihren Machtbereich dadurch einzuschränken, nahmen die Emder

Stände dieses »Angebot« dankbar an. Das Manöver gelang und als Gegenleistung durfte der Kurfürst Emden 1683 zum Stammsitz der brandenburgischen Marine und der Brandenburgisch-Afrikanischen Handelscompagnie machen. Jetzt konnten die Schiffe also wie der Knutt vom Wattenmeer aus in den Süden starten.

Das eigentliche Ziel der künftigen »Handelsmacht« war Ghana – hier wollte man eine erste Kolonie aufbauen, durch den Freundschafts- und Handelsvertrag war das Feld dazu bereitet. Bis Ghana aber war es weit, es erschien deshalb ratsam, entlang der Strecke eine Art Brückenkopf zu errichten. Was lag da näher, als die zu diesem Zeitpunkt militärisch ungeschützte Insel Arguin einzunehmen? So brach am 27. Juli 1685 die Fregatte *Roter Löwe* unter dem Kommando des Holländers Corneelius Reers vom Wattenmeer in Richtung Banc d'Arguin auf. Dem ostatlantischen Zugweg der Vögel folgend, fuhr das mit 20

Geschützen bestückte Schiff an den Küsten Frankreichs, Portugals und Marokkos entlang, erreichte einige Monate später die Insel und hatte dort keinerlei Schwierigkeiten, den vor Jahren geschleiften Handelsstützpunkt für Brandenburg-Preußen in Besitz zu nehmen.

Ab 1687 begann man mit dem Wiederaufbau des Kastells. Schiffe aus der Heimat lieferten die nötigen Baumaterialien. Unterstützt von den Einheimischen gelang es, die äußeren Befestigungsanlagen bereits im gleichen Jahr wiederherzustellen und mit Geschützen zu versehen. Die Besatzung der Garnison bestand aus einem Offizier, einem Sergeanten, einem Arzt und 16 Soldaten. Die Imraguen wurden als Lot-



Abb. 7: Maat und Matrose der kurbrandenburgischen Marine

sen in der flachen Bucht angeheuert. Sie erhielten die Order, auf keinen Fall fremde Schiffe zur Insel zu führen – die konnten schließlich in böser Absicht kommen. Wie sich schnell herausstellte, waren diese Schutzmaßnahmen tatsächlich nötig. Schon im gleichen Jahr erschien

eine französische Fregatte und griff die noch nicht gänzlich fertiggestellte Festung an. Das Interesse Frankreichs an der Insel war also offensichtlich noch nicht gänzlich erloschen. Zu ihrem Glück konnten die Brandenburger diesen Angriff abwehren.

In den folgenden Jahren blieb es ruhig, sodass der Stützpunkt sich stetig weiterentwickelte. Dem Vernehmen nach gestaltete sich der Kontakt zu den Küstenbewohner:innen »friedlich, wenn nicht sogar freundlich«. ²³ Dabei dürfte eine Rolle gespielt haben, dass die Einheimischen mit den vorherigen »Herrschern« der Insel, den Franzosen, schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Trotz anders lautenden Versprechungen hatten diese einige Einheimische nach dem Abriss der Festung gefangen genommen und als Sklaven an Bord ihrer Schiffe gebracht. Die Opfer wehrten sich, töteten einige Franzosen, wurden dann aber allesamt von den überlebenden Nordländern umgebracht. Schlimmer konnte es mit den Brandenburgern eigentlich nicht werden.

Die Brandenburgisch-Afrikanische Kompanie war auf der Insel für alles verantwortlich. Ein lebhafter Handelsplatz entwickelte sich mit Gummi als wichtigstem Exportgut – die Kompanie hielt eine Zeit lang sogar das weltweite Handelsmonopol auf diese Ressource. Das Leben auf der Insel war aber alles andere als einfach. So erreichte zwischen 1702 und 1708 kein einziges brandenburgisch-preußisches Schiff die Insel, um Lebensmittel zu bringen, oder für die sehnlichst erwarteten Ablösungen der Belegschaft zu sorgen. Um in der unwirtlichen Gegend Überleben zu können, mussten die Weißen deshalb auf Fische, die sie vor Ort fangen oder erhandeln konnten, zurückgreifen, oder auf einen Austausch mit fremden Schiffen hoffen.

Der Handel entwickelte sich unabhängig davon weiter: Neben Gummi eroberten Häute, Felle und Ambra den Markt, bis zu 36 Kisten Straußenfedern wurden jährlich exportiert. Das brachte zwar genug Gewinn, um den Handelsstützpunkt nicht aufgeben zu müssen, war für das Kurfürstentum unter dem Strich aber wenig profitabel. Wahrscheinlich war das der Grund, warum die Insel aus der Heimat so wenig Unterstützung erhielt. Zudem konzentrierte sich Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), der ab 1713 Brandenburg-Preußen regierte, lieber auf den Ausbau seiner glorreichen preußischen Armee. Was war dage-

gen schon ein kleiner Stützpunkt irgendwo in Afrika? So war Arguin auf Dauer nicht zu halten. Das Ende des kolonialen Abenteuers bahnte sich bereits vor der Amtsübernahme von Friedrich Wilhelm I. an. Verbunden ist es mit dem Holländer Nicolaus de Both, der ab 1711 das Kommando über die Insel innehatte. Unter seiner Leitung verschlechterte sich das Verhältnis der Handelsleute zu den Einheimischen dramatisch. Der Kommandant begann sich hemmungslos zu bereichern, betrog die Menschen und versuchte, von ihnen Abgaben zu erpressen. Diese waren darüber derart erbost, dass sie den korrupten Beamten, als er 1716 auf das Festland übersetzte, kurzerhand gefangen nahmen. Nachdem es de Both gelungen war, wieder frei zu kommen, wechselte er – wohl aus Sorge, von den Brandenburgern für sein korruptes Verhalten belangt zu werden – das Lager und bot den Franzosen seine Hilfe an. Ein Angebot, das die Franzosen gerne annahm. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis 1721 vier französische Schiffe nebst kleineren Beibooten vor der Insel auftauchten, mit 500 bis 700 Mann die Festung angriffen und die Brandenburger mit schweren Geschützen zwangen, ihre Stellung zu räumen. Drei Jahre später verkaufte Friedrich Wilhelm I. Großfriedrichsburg, den Stützpunkt in Ghana, für 7.200 Dukaten und zwölf »Mohren« an die Niederländisch-Westindische Compagnie und beendete damit die kurze Episode von Brandenburg-Preußen als Kolonialmacht in Afrika.

Die französischen Eroberer konnten Arguin gerade einmal ein Jahr lang halten, dann ging die Insel in den Besitz der Niederlande über. Nachdem die Franzosen für kurze Zeit erneut am Zug waren, übernahmen 1728 schließlich mauretische Clanchefs die Kontrolle über die Gegend, was die Imraguen auf lange Zeit zu einem Leben als Rechtlose verdammt. Daran änderte sich zunächst auch nichts, als die Insel Arguin und die gesamte Banc d'Arguin im frühen 20. Jahrhundert erneut unter französische Herrschaft gerieten und Teil von Französisch-Westafrika wurden. »Als Tributpflichtige oder Gefangene, Diener von Arabern und Berbern, müssen sie ihre Herren bezahlen, um fischen zu dürfen, ihr Vieh zu weiden, das brackige Wasser der Brunnen zu trinken«, stellte Odette du Puigaudeau noch 1937 fest. »Herren haben sie überall, von Adrar bis Trarza: in Tiris, bei den Ouled Delim; in Iguidi, im Tasi-

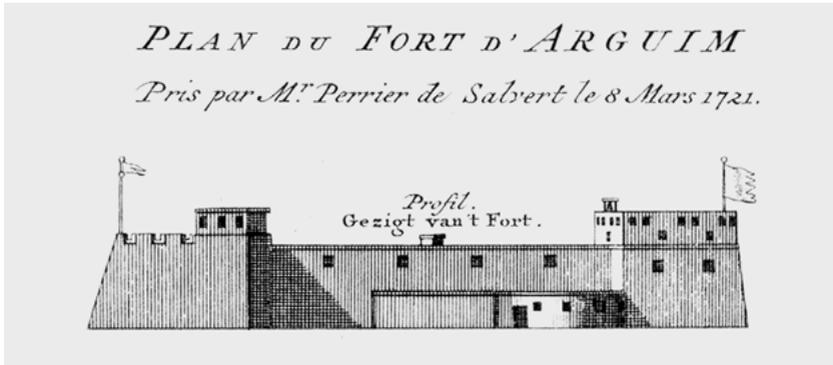
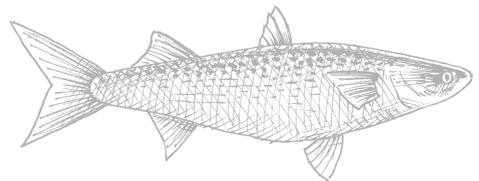


Abb. 8: Das Fort auf der Insel Arguin um 1721

at, bei den Ouled Bousba, obwohl das Gesetz des Korans festlegt, dass kein Mann an mehrere Herren Tribut zahlen muss.«²⁴ Seit 1960 gehört die Region zur Islamischen Republik Mauretanien. Tribut an ihre alten Herren müssen die Imraguen nun zwar nicht mehr zahlen, das Leben an der Küste bleibt aber nach wie vor eine große Herausforderung.

Tierische Verbundenheit

Auf den ersten Blick hat sich am alltäglichen Leben der Menschen seit dem Bericht von Valentim Fernandez nur wenig verändert. Nach wie vor prägt der Fischfang das Leben der Imraguen. Fische sind ihre Hauptnahrungsquelle und ihr einziges Handelsprodukt, Fische sind ihr Leben. Andere Produkte wie Schafe oder Ziegen spielen, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Von zentraler Bedeutung für das Überleben sind die großen Schwärme der Meeräsche



Mugil cephalus, die zwischen Oktober und Januar auf dem Weg zu den Laichgewässern weiter im Süden die Küste Mauretaniens entlangziehen. Die Fischer wissen genau, wann die Meeräschen, die jetzt vor dem Ablachen besonders fett sind, an der Küste vorbeikommen. Früher



Abb. 9: Traditionelles, flachwassertaugliches Segelboot auf der Fahrt durch einen Priel

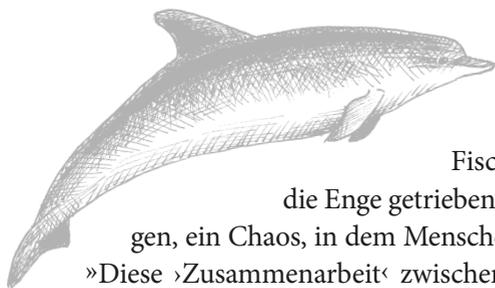
folgten die Fischer den Schwärmen die Küste herunter. Seit kanarische Fischer in den 1930er-Jahren flachwassertaugliche Segelboote, die sogenannten »Lanches«, an der Banc d'Arguin einfuhrten und die einheimischen Fischer lernten, diese zu steuern und zu reparieren, konnten die Imraguen, die bis dahin selbst über keine nennenswerte Bootsbautechnik verfügten, auch andere Fische erwischen und ihren Aktionsradius deutlich ausdehnen. Sie mussten den Meeräschen von nun an nicht mehr mit ihrem gesamten Hab und Gut nach Süden folgen. Sie waren auch nicht mehr oder nicht mehr in gleicher Weise gezwungen, nach dem Ende der Meeräschenwanderung in die Wüste zu ziehen und sich dort als Hirten oder Hilfskräfte bei der Salzgewinnung zu verdingen.

Traditionell gibt es eine klare Arbeitsteilung innerhalb der Gemeinschaft: Die Männer gehen auf Fischfang, die Frauen verarbeiten den Fisch, alte Menschen bessern die Netze aus. Kinder gehen den Erwachsenen bei den unterschiedlichen Tätigkeiten zur Hand. »Marion Senones und ich haben sie gesehen,« berichtete Odette du Puigaudéau, »bis zur Brust im Wasser stehend, mit Stöcken bewaffnet, wie sie ihre Netze in den Sanduntiefen verankerten, mit den Haien und Schakalen kämpften, ihren Fang am Ufer hinauf hievtten. Kleine Jungen von sieben

oder acht Jahren, die Augen verklebt und entzündet, mit aufgeblähten Bäuchen und geschwollenen Beinen, arbeiteten mit ihren Vätern.«²⁵

Auch die Fangmethoden sind ungefähr die gleichen geblieben. Zwei oder drei Mann fahren bei Niedrigwasser mit einem Netz im Gepäck heraus Richtung Meer, springen an einer geeigneten Stelle von Bord ins flache Wasser und versuchen, in den Prieln einen Äschenschwarm zu erspähen. Zwei der Männer schwimmen dem Schwarm entgegen und legen das Netz so aus, dass es den Fischen den Weg abschneidet. Auf diese Weise bleibt den Fischen nur noch der Weg zurück, was oft ein dritter, hinter den Fischen auftauchender Mann verhindert. Für Fische auf Wanderschaft ist das aber sowieso keine echte Option. Äschen, die in Panik versuchen, über die Netze zu springen und auf diese Weise zu entkommen, werden mit Harpunen erlegt. An Land übernehmen die Frauen die erbeuteten Fische. Tiere, die nicht zum sofortigen Verzehr bestimmt sind, werden ausgenommen, zum Trocknen ausgelegt und zu »Tischtar« weiterverarbeitet. Die Köpfe und andere verbliebene Teile der Fische werden gekocht, um Öl daraus zu gewinnen. Der wertvollste Teil der weiblichen Tiere, der Rogen, wird von den Frauen zu einer »Bottarga« veredelt. Dazu wird der Rogen sorgfältig vom Fischkörper extrahiert, gesalzen, zusammengepresst und danach an der Sonne getrocknet. Die Paste ist auch in Frankreich, Italien und Griechenland bekannt und gilt dort als Delikatesse. Für die Frauen ist es neben dem Tischtar die einzige wirtschaftliche Ressource, die sie haben. Ihr getrockneter Fisch wurde von maurischen Karawanenfahrern sehr geschätzt und reiste so durch die ganze westliche Sahara.

Schwimmen die Meeräschen in Ufernähe, bekommen die Imraguen zuweilen Besuch. Es sind Große Tümmler, Delfine, die im südlichen Bereich der Banc d'Arguin zuhause sind. Das geschieht wie abgestimmt mit den menschlichen Fischern. Früher sorgte ein Marabout, ein islamischer Heiliger, dafür, dass die Säuger die Menschen am Strand besuchten. Er schlug mit einem Holzstock auf die Wasseroberfläche oder warf etwas Sand ins Meer. Irgendwann, so versicherte er den Fischern, würden die Delfine nun aufkreuzen.²⁶ Die herbeigeeilten Delfine schwimmen in einem Abstand von nur 20 bis 30 Metern parallel zur Küste neben den Schwärmen der Meeräsche her. Gleichzeitig gehen



die Fischer mit ihren Netzen ins Wasser und blockieren den Fischen von vorne den Weg. Derart in die Enge getrieben, springen die Fische in alle Richtungen, ein Chaos, in dem Menschen wie Delfine reiche Beute machen. »Diese ›Zusammenarbeit‹ zwischen Fischern und Delfinen – die den Imraguen so natürlich erscheint – illustriert deutlich die Stufe der Integration, die diese Menschen mit ihrem Lebensraum erreicht haben«, kommentieren Hadya Amadou, Luc Hoffmann und Pierre Campredon das faszinierende Jagdgeschehen.²⁷ Heute schlagen die Fischer aber nur noch ausnahmsweise mit ihren Händen an die Bootswände, um die Delfine anzulocken und mit ihnen zu fischen.

Dem mauretanischen Ornithologen Hacan El Hassen zufolge beschränkt sich diese Verbundenheit keineswegs auf Delfine, sondern gilt in ähnlicher Weise auch für Vögel.²⁸ Vögel werden nicht (mehr) gejagt, der Umgang mit ihnen ist durchweg friedlich. Und die Menschen sind gut über ihren Jahresrhythmus informiert: Sie wissen genau, wann die ersten Zugvögel im Herbst die Bucht erreichen und wann sie das Gebiet im Frühjahr wieder verlassen. Die einzelnen Zugvogelarten haben bei ihnen zwar keine eigenen Namen, werden aber durch äußerliche Unterschiede voneinander unterschieden. Eine Pfuhlschnepfe kann ein großer Watvogel mit langem Schnabel sein, der Knutt ein kleiner, etwas untersetzter Vogel mit einem kürzeren, dafür aber kräftigem Schnabel. Manche Zugvögel profitieren sogar von den Menschen – überall laufen Sanderlinge und Steinwälzer auf der Suche nach tierischen Abfällen durch die Siedlungen und helfen als »tierische Müllabfuhr«, die Umgebung sauber zu halten. Sie sitzen auf den Hütten, auf den Masten der Boote und wagen sich bis in die Zeltingänge der Bewohner:innen vor. »Sie fraßen von dem Fischfleisch, was sie mit dem Schnabel bewältigen konnten. Vor allem wurden zuerst die Augen der Fische ausgehackt, dann Kiemen und Eingeweide gefressen«, beschreibt der Ornithologe Wolfgang von Westernhagen seine intimen Begegnungen mit den Vögeln in einer Siedlung der Imraguen.²⁹ Das Piepen der Vögel gehört wie das Plärren kleiner Kinder und der pfeifende Wind zum typischen »Sound« der Siedlungen.

Mensch und Natur verbindet eine spannende und wechselvolle Beziehungsgeschichte: Wie beeinflusst die natürliche Umwelt die Entwicklung menschlicher Gesellschaften? Wie formt sie das Denken und Handeln? Wie verändert seinerseits der Mensch seine Umwelt und mit welchen Folgen?

Auf der Suche nach Antworten folgt der Grafiker und Umweltpädagoge Reno Lottmann einem kleinen, unscheinbaren Vogel, der Großes leistet: Jedes Jahr pendelt der Knutt – auch Knuttstrandläufer genannt – zwischen Afrika und der Arktis und macht dabei zweimal Station im deutschen Wattenmeer.

Überall, wo er landet, trifft der Knutt auf Menschen, die – wie er selbst – gezwungen sind, sich an sehr unterschiedliche Lebensbedingungen anzupassen. Weil der Knutt ganz unterschiedliche Welten verbindet, ist er ein idealer Reisebegleiter, um die vielfältigen Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt zu erkunden.

Reno Lottmann, Jahrgang 1959, ist ausgebildeter Kunstpädagoge. Er konzipiert und gestaltet Ausstellungen, arbeitet als Grafiker, Illustrator und Fotograf. Dabei verbindet er Kunst und Ornithologie sowie Kunst und Natur miteinander. Den inhaltlichen Schwerpunkt seiner derzeitigen Arbeit bildet die Nordseeküste.

